



Gedankensplitter

Von Martin Walser

Wenn Literatur einem gut verdaulichen Gericht gleicht, dient sie allein der Bestätigung bestehender Herrschaftsstrukturen. Ein Autor, der seine Berufung ernst nimmt, ist hingegen dazu aufgefordert, seine eigene Unsicherheit wahrzunehmen und sie fortwährend zu überdenken.

Der Schriftsteller I

„Mir schwebt vor – und das ist nun wirklich Schwärmerei und Utopie – ein Schriftsteller läßt sich provozieren nur noch zum Schreiben, nur noch zu seiner eigenen Arbeit und weigert sich, den Reizlärm zu verursachen, den man von ihm erwartet als einen Beitrag zum Betrieb. Ob er ein Zeitgenosse war oder nicht, ob die Gesellschaft etwas hat von ihm oder nicht, wäre an seinen sogenannten Werken festzustellen.“¹



Das eigene Schreiben

„Ich war nie ein Prophet. Ich bin nur für Vergangenheit zuständig, nicht für die Zukunft. Vielleicht bin ich dann eben kein Intellektueller: Ich kann nicht so tun, als könnte ich Denken und Empfinden trennen. Ich bin als Schreibender völlig unfrei. Gut, ich kann es hinterher wegwerfen. Aber das, was kommt, kann ich mir nicht aussuchen. Das ist doch nicht rational und denkbar und bestellbar. Beim Einfall bin ich unfrei und erlebe zugleich die größte Notwendigkeit. Ich reagiere, ich bin der, der die Hand leiht. Und ohne schon, was diese Ausdrucksweise für eine Platzanweisung zur Folge haben wird.“²

Der Kritiker

„Der Kritiker ist unkritischer. Wenn er dem Besitzer einer Zeitung gefällt, ist er unverwundbar. Der Besitzer der Zeitung ist in der Regel ein Kapitalist, der von dem Handwerk des Kritikers keine Ahnung hat. Der Besitzer der Zeitung kann einen Roman von einem Tauchsieder unterscheiden. Aber schon der Unterschied zwischen einem Roman und einer öffentlichen Badeanstalt ist ihm nicht mehr klarzumachen.“³

Der Leser

„Wer glaubt, nichts mehr zu fürchten und nichts mehr zu wünschen zu haben, kann ganz sicher keinen Kafka mehr lesen. Wer zum Beispiel glaubt, er sei an der Macht, er sei oben, er sei erstklassig, er sei gelungen, er sei vorbildlich, wer also zufrieden ist mit sich, der hat aufgehört, ein Leser zu sein. Der geht wahrscheinlich in die Oper. Wer aber noch viel zu wünschen und noch mehr zu fürchten hat, der liest. Lesen hat keinen anderen Anlaß als Schreiben. Auch das Schreiben findet statt, weil einer etwas zu wünschen und zu fürchten hat. Lesen und Schreiben wären also eng verwandt? Es sind zwei Wörter für eine Tätigkeit, die durch die unser Wesen zerreißen Arbeitsteilung zu zwei scheinbar unterschiedlichen Tätigkeiten gemacht wurde.“⁴

Roman und Drama

„Bei mir ist ein Roman die Antwort auf eine Zumutung, auf eine weit über alles Politische hinausgehende Zumutung, auf eine Daseinsschwierigkeit eben. Ich will den Ton hervorbringen, der durch mein Leben entsteht – so habe ich einmal eine schriftstellerisch tendierende Figur sagen lassen. Meinungen helfen da nicht viel. Beim Theater ist das ganz anders. Da interessiert mich am Dialog das, was schon im Sprachgebrauch vorhanden ist, aber nach meiner Meinung noch anders gesagt werden müßte. Das ist dem Politischen nah. Beim Roman kann man noch so sehr ein Thema haben, entscheidend ist die Tagesform – man schreibt heute etwas, was man gestern noch nicht wußte. Wüßte man es vorher, wäre es meinungshaft formulierbar, müßte man es nicht schreiben. Für mich ist Prosaschreiben eine Lebensart, eine Art, auf der Welt zu sein – nichts, um etwas mitzuteilen, was ich besser weiß als andere. Im Roman kann man nicht recht haben. Wenn jemand im Roman recht haben will, interessiert mich der Roman nicht.“⁵

Der Schriftsteller II

„Außerhalb der Werke herrscht der schönste Zweifel. Dann wird er in Handwerksorgien kompensiert. Sobald man zur primären Arbeit übergeht, dichtet man zusammen, was man als radikal getrennt erkannte. Der Werkzwang betäubt. Das Trauma der Produktivität. Der für jede Zeit zu frisierende Künstlerglaube. Der Inkubationsschwindel. Der Verwandlungszirkus. Die erschütternd unschuldige Unkeuschheit des Ariensängers. Die selbstgefällige Benommenheit des Daumenlutschers, den man Prometheus nennt. Der ganze luziferische Heck-Meck. Was soll die wild-neckische Zündelei unter einem vollkommen leeren Himmel? Ein Metaphernleben ohnegleichen. Ein umfassender Hyde Park, rhythmisiert zuckende Heilige machen auf sich aufmerksam. So böse als möglich. Oder verzweifeln. Nicht aber zweifelnd. Nicht solange sie predigen.

Positiv gefragt: Kann man denn der Sprache das Zweifeln nicht beibringen? Asthmagefahr, ja. Da es so viele Stile gibt, warum nicht auch den des Zweifels. Zur Beschädigung der kosmetischen Assoziation durch Asthma. Zur Zerstörung der stimmigen Muster. Um zu verhindern, daß die Sprache von einer präformierten Floskel zur nächsten turmt, was man dann Stil nennt. Eine Syntax der Aufhebung. Nicht mit renoviertem glitschigem Dada, sondern auf intelligente Weise. Nicht mit neuen Verrenkungen, die gleich wieder Bilder aus Bildern erzeugen. Eher ein Bild aufs andere hetzen! Und nichts zusammenflicken, was getrennt existiert. Wir haben nicht jenen apostolischen Auftrag, zu reimen, was ungereimt ist.“⁶

Veränderungen

„Wer sich schreibend verändert, ist ein Schriftsteller. Er könnte auf eine vergleichbare Provokation nicht mehr gleich reagieren. Und die Wirkung, die das auf ihn selber hat, ist die einzige Wirkung, über die man vernünftig reden kann. Daß der Schriftsteller außer sich selbst noch einen verändert, ist nicht beweisbar. Aber seine eigene Veränderung ist in seiner Produktion ablesbar. Seine Tendenz ist unverkennbar. Und damit auch sein Beitrag zur Erkenntnis des historischen Prozesses. Wenn sein Beitrag nur die negativen Bedingungen des herrschenden Augenblicks enthält, so enthält er und betont er eben die Bedingungen, die nach Veränderungen schreien. Aber das tun sie eben nicht von selbst, sondern nur wenn ein Mensch unter ihnen nicht nur stumm leidet, sondern leidend reagiert, das ist das Handeln des Schriftstellers.“⁷

Anmerkung:

- 1) Aus dem Radiovortrag: „Engagement als Pflichtfach für Schriftsteller“ von 1968
- 2) Zitat aus: Der Spiegel, Heft 36/1995, S. 202 ff.
- 3) Aus dem Essay: „Über Päpste.“ Frankfurt am Main 1979.
- 4) Aus: „Über den Leser – soviel man in einem Festzelt darüber sagen soll. Aufsätze und Reden“, Frankfurt am Main 1979.
- 5) Zitat aus: Der Spiegel, Heft 36/1995, S. 202 ff
- 6) Aus dem Essay: „Freiübungen“, erschienen im Sammelband „Erfahrungen und Leseerfahrungen“, Frankfurt am Main 1965.
- 7) Aus: „Wer ist ein Schriftsteller? Aufsätze und Reden“, Frankfurt am Main 1979.

Der Autor:

Martin Walser, Prosaautor und Essayist, wurde 1927 in Wasserburg am Bodensee geboren und lebt heute in Nußdorf (Bodensee). 1993 erschienen sein jüngster Roman unter dem Titel „Ohne einander“ im Suhrkamp Verlag, Frankfurt, sowie sein Bericht „Des Lesers Selbstverständnis“ (Eggingen, Edition Isele).